

Dina El Zarka

ASPEKTE VON WILHELM VON HUMBOLDTS SPRACHDENKEN IM SPIEGEL SEINER BASKISCHEN STUDIEN

HINWENDUNG ZUR LINGUISTIK

Wenn sich auch Humboldts Interesse am Studium der Sprachen schon früh bemerkbar macht – bereits das frühe Fragment *Über Denken und Sprechen* von 1795/96 beinhaltet die Ansätze zu seiner späteren Sprachphilosophie – ist seine Begegnung mit dem Baskischen wohl von unschätzbare Bedeutung für die Entwicklung seines Sprachdenkens, um dessentwillen man seiner gedenkt, sei es nun im Kreise derer, die allein seine Sprachphilosophie rezipiert haben, oder jener, die in zunehmendem Maße auch seine Vorreiterrolle für die empirische Sprachforschung und die moderne Linguistik erkennen.

Humboldt unternahm seine erste Reise nach Spanien 1799 von Paris aus, wo er damals bereits seit zwei Jahren mit seiner Familie lebte. Paris brachte eine intellektuelle Neuorientierung. Hatte sich Humboldt in seiner Jenaer und Weimarer Zeit hauptsächlich mit Literatur und Ästhetik beschäftigt und in die antike Welt der Griechen versenkt, so blieben nun die politischen Umwälzungen im Frankreich des ausklingenden 18. Jahrhunderts nicht ohne Wirkung auf ihn. Humboldts Tagebuchaufzeichnungen belegen nun ein reges Interesse an den politischen Entwicklungen Frankreichs (Sweet 1978: 202ff.). Humboldt studiert die Schriften von Condillac, Rousseau, Voltaire, Diderot und anderen. Er steht in Verbindung mit den französischen Ideologen, mit Germaine de Stael verbindet ihn eine anhaltende Freundschaft (vgl. Sweet 1978: 219ff.).

Die neuen Einflüsse, die auf ihn wirken, in Verbindung mit dem unstillbaren Drang, so viel wie möglich von der Welt zu entdecken und alle Erscheinungsformen des menschlichen Daseins zu ergründen, lassen ein ehrgeiziges Projekt in ihm reifen: Er fasst den Plan zu einer vergleichenden Anthropologie (Brief an Goethe vom April 1798; Bratranek 1896: 46–48). Dieser zwar nie ausgeführte, aber bei all seinen Beschäftigungen wohl immer im Hintergrund stehende Plan, führt ihn vorerst zum Studium des französischen Nationalcharakters, indem er die französische Nation fast ausschließlich von einem ästhetischen Blickwinkel analysiert (Haym 1956: 184).

Dieses anthropologische Interesse ist es auch, das Humboldt in Begleitung seiner Familie schließlich im September 1798 nach Spanien führt. Humboldt studiert die Nation in all ihren Facetten. Seine Reisebeschreibungen¹ liefern uns eindrucksvolle Naturbeschreibungen, historische Fakten, Schilderungen von Sitten und Gebräuchen und physiognomische Studien des

1 Vgl. *Cantabrica* und das *Tagebuch der spanischen Reise*, die sich auf die erste Reise von 1799/1800 beziehen sowie *Die Vasken* und das *Tagebuch der baskischen Reise*, die eine Beschreibung der zweiten Reise 1801 (s. u.) darstellen.

Menschenschlags,² wie er sie schon in Paris betrieben hatte. Hier aber scheint nun Humboldts so fruchtbare Hinwendung zur Sprachforschung ihre Wurzeln zu haben. Hier "gerieth er auf die Linguistik", wie Rudolf Haym berichtet, und "[s]eine geschichtsphilosophischen und anthropologischen Ideen, die ihn bald in Weiten von unabsehbarem Horizont, bald in eine so unbequeme Enge, wie das physiognomische Gebiet, geführt hatten, fanden endlich einen Mittel- und Ruhepunkt." (Haym 1956: 200). Gegen Ende des Jahres schreibt er an Wolf, dass er sich nun intensiver dem Sprachstudium widmen und eine "gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen" in Angriff nehmen wolle (Humboldt an Wolf, 20. Dez. 1799; Gesammelte Werke 5: 214).

Es war die Sprache der Basken, die sein besonderes Interesse weckte, und dies eigentlich schon vor seiner ersten Reise. Auch kommt schon zu dieser Zeit sein Interesse an universaltypologischen Fragen zum Ausdruck, wenn er im April 1799 an Schiller schreibt "Besonders ist die Grammatik dieser Sprache im höchsten Grade merkwürdig u. führt zu interessanten Beobachtungen über die Bildung der Sprachen überhaupt." (Humboldt an Schiller, 26. April 1799; Seidel 1962, I: 181). Zurück in Paris setzte er im Sommer 1800 das unterbrochene Studium des Baskischen fort (*Die Vasken*, GS XIII: 15). In den Pariser Bibliotheken trug er an Material zusammen, was sich finden ließ, und eine neuerliche Reise im Frühjahr 1801, aber diesmal ausschließlich ins Baskenland, brachte ihn der Sprache und den Menschen näher und eröffnete ihm Kontakte mit einheimischen baskischen Sprachforschern wie Astarloa und Moguel. Aber auch diesmal war es nicht allein die Beschäftigung mit der Sprache, die ihn fesselte, er plante eine große Monographie über die Basken, nach deren Beispiel Monographien über andere Nationen entstehen sollten, die dann schließlich die Grundlage seiner vergleichenden Anthropologie bilden würden. Humboldts nachgelassene Schriften sowie seine Korrespondenz aus der Zeit seiner Aufenthalte in Paris und Rom (1802–1808) bezeugen seine beständige Arbeit an der Verwirklichung dieses Plans. In Rom wird das Studium der Basken vorübergehend in den Hintergrund gedrängt. Rom weckte seine alte Begeisterung für die klassische Antike erneut und entfernte ihn immer mehr von seinen "barbarischen" Studien (vgl. Briefe an Schweighäuser vom 2. u. 18. Juli 1807). Im folgenden Jahrzehnt sollten die Basken und ihre Sprache aber dann doch immer wieder in den Mittelpunkt von Humboldts Interesse rücken. Es ist jedoch charakteristisch für Humboldt, dass er die geplante Monographie schließlich nicht vollständig zu Ende brachte, dass es zumindest nie zu der in der Ankündigungsschrift von 1812 (GS III: 288–299) versprochenen Publikation kam. So klagt er über sich selbst: "Es ist immer eine innere Plage meines Lebens gewesen, mit Ideen schwanger zu gehen, die ich zum Gegenstande eines Aufsatzes, eines Buchs, oft eines bedeutenden Werks machen wollte, und nie dazu zu gelangen." (*Bruchstücke einer Selbstbiographie*, GS XV: 451).

2 s. auch Humboldts Brief an Goethe vom 28. 11. 1799; in Geiger (1909: 108).

VERGLEICHENDES SPRACHSTUDIUM

So wenig das eigentliche Sprachstudium Humboldts einziges Erkenntnisinteresse darstellte, so sehr war es das hauptsächliche Forschungsgebiet, in das er sich von nun an wie in kein anderes vertiefte. Wenn ihm auch das Sprachstudium als "Hülfstudium des Geschichts- und Völkerstudiums" galt (Haym 1956: 432), war es ihm doch auch in demselben Maße Selbstzweck geworden. Denn "das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sicheren und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht." (*Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 1) Dieser Gedanke findet sich bereits in den *Fragmente[n] einer Monographie über die Vasken* (1801/1802),³ wenn Humboldt fordert, aus dem Sprachstudium

"ein eignes, von allen übrigen abgesondertes, und in sich systematisch geordnetes Studium zu machen, und dasselbe als ein wichtiges, noch wenig beachtetes Mittel aufzustellen, den Menschen in den verschiedenen Stufen seiner Cultur kennen zu lernen und auszubilden, nebenher aber zur Erleichterung des Erlernens einzelner Sprachen zu benutzen." (GS VII: 603, meine Hervorh.)

In Anlehnung an die geplante vergleichende Anthropologie ist für Humboldt Sprachstudium somit immer eigentlich "vergleichendes Sprachstudium", da erst der Vergleich der Individualitäten und die Summe der Verschiedenheiten eine höhere Einheit erkennen lassen. In den *Fragmente[n]*, deren Datierung Leitzmann mit 1801–1802 angibt, und die Schmitter als "Stiftungsurkunde" (Schmitter 1999: 463) der Humboldt'schen Sprachwissenschaft bezeichnet hat, fordert Humboldt einen solchen Sprachvergleich, der sowohl eine synchrone als auch eine historische Sprachbetrachtung umfassen muss. Ein solcher zu Humboldts Zeiten und auch später oft noch unbeherzigter Grundsatz ist die Grundlage der modernen Typologie- und Universalienforschung (vgl. z. B. Greenberg 1974; Comrie 1989; Dixon 1997).

"Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß unter den mannigfaltigen wissenschaftlichen Bemühungen, welche unser Zeitalter aufzuweisen hat, ein reicher, großer und gemeinnütziger Vorwurf des Nachdenkens und der Untersuchung durchaus unbearbeitet geblieben ist – die Vergleichung der verschiedenen Sprachen alter und neuerer Zeit ... das Wesentliche beruht allein auf der, soviel ich weiß, noch nirgends auch nur versuchten Allgemeinheit des Unternehmens; es müssen alle Sprachen, von denen sich nur irgend noch Spuren aufreiben lassen, und zwar alle nach denselben Grundsätzen verglichen werden; der ganze bekannte Sprachvor-

3 Leitzmann benannte diese drei unabhängigen Textstücke *Fragmente*, weil er sie als Teil der verloren gegangenen, aber bereits fertig ausgearbeiteten Monographie über die Basken betrachtete (Leitzmann, GS VII: 603). Die Aufschlüsse, die die Aufarbeitung des "baskischen" Nachlasses Humboldts ergeben, widerlegen allerdings Leitzmanns Annahme, dass diese Monographie jemals fertig gestellt war. Humboldts baskische Schriften lassen sich zwar größtenteils inhaltlich den geplanten Abschnitten der Monographie zuordnen, ihre Zusammenstellung ergibt jedoch nicht die erhoffte Rekonstruktion derselben, selbst nicht unter der Voraussetzung, dass immer noch Teile des baskischen Nachlasses verschollen sind. Der erste der drei Teile der *Fragmente* bildet den Beginn eines in Krakau entdeckten Grammatikfragments (s. u.), die anderen beiden Teile stammen vermutlich aus einem der verschollenen Konvolute.

rath mit der ganzen durch die Vernunft darzustellenden Natur des Menschen, und allen aus der Geschichte erweislichen Schicksalen seiner verschiedenen Stämme. Dieser Gesichtspunkt ist bis jetzt kaum gefaßt, am wenigsten aber bis auf einen irgend befriedigenden Punkt verfolgt worden." (*Fragmente*, GS VII: 598f.)

Humboldt begnügt sich jedoch nicht mit rein induktiven Schlüssen aus empirisch gesammelten Daten, vielmehr setzt er als unbeirrter Kantianer immer schon das Allgemeine voraus. Diese allgemeine Natur der Sprache gründet sich, wie Borsche (1981: 201ff.) gezeigt hat, auf die allgemeinen Gesetze des Verstandes, wobei Humboldt die kantischen Kategorien unangetastet lässt (Borsche 1981: 208). Entsprechend den allgemein gültigen Gesetzen des Denkens geht Humboldt auch von einer "allgemeinen Grammatik" aus, die er als "Kanon" betrachtet, der als festes Bezugssystem die Vergleichung von Einzelsprachen überhaupt erst möglich macht (vgl. *Verschiedenheiten*, GS VI: 342). Humboldt erkennt aber die Problematik der Scheidung zwischen dem, was der allgemeinen Grammatik und jenem, das den einzelsprachlichen Grammatiken angehört, wenn er einräumt, dass die "Gränzlinie" zwischen den beiden Grammatiken "keine scharf abschneidende" (*Grundzüge*, GS V: 473) ist.

Die richtige Methode des Sprachstudiums vereint für Humboldt daher immer den historischen und den philosophischen Ansatz, sie ist die "vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung" (*Dualis*, GS VI: 5; s. auch *Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 37f., 46). In der Akademieabhandlung *Über den Dualis* (1827) warnt Humboldt eindringlich davor, der "... einseitigen Systemsucht ..., in die man nothwendig verfällt, wenn man die Gesetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach blossen Begriffen bestimmen will" (GS VI: 5) und die "dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich" (ebda.) sei wie die einseitige historische Forschung. Humboldt geht es um eine Verbindung der beiden zur damaligen Zeit gepflegten Disziplinen der *Sprachkunde*, die relativ willkürlich Materialien zu den verschiedenen Sprachen zusammentrug und weder bei deren Zusammenstellung, noch bei deren Auswertung ein angemessenes System verfolgte – repräsentativ für die sprachkundlichen Werke sind Polyglottensammlungen wie Adelung und Vaters *Mithridates* (s. u.) – und der *Sprachtheorie*, einer ohne Rekurs auf empirische Daten, nur nach "philosophischen" Grundsätzen erstellten Allgemeinen Grammatik aller Sprachen, die in der Grammatik von Port-Royal⁴ (1660) ihren Ursprung hat und in Frankreich durch Nicolas Beauzée und Silvestre de Sacy vertreten war⁵ (vgl. Kommentare und Anmerkungen, in Humboldt, *Werke* V: 445ff.). In Deutschland befasste sich August Ferdinand Bernhardt (Bernhardt 1805) mit theoretischer Sprachwissenschaft. Als Fichte-Schüler war seine Herangehensweise an die "Universalgrammatik" von der deutschen idealistischen Philosophie geprägt; er versuchte, die Kategorien der allgemeinen Grammatik auf die absoluten Kategorien der Logik

4 Antoine Arnauld & Claude Lancelot: *Grammaire générale et raisonnée*. Paris 1660.

5 N. Beauzée: *Grammaire générale, ou exposition raisonnée des éléments nécessaires du langage, pour servir à l'étude des toutes les langues*, Paris 1767; S. de Sacy: *Principes de grammaire générale*, Paris 1799.

zurückzuführen. Mit dieser Auffassung hat er die meisten Sprachdenker seiner Zeit, nicht zuletzt Wilhelm von Humboldt, wesentlich beeinflusst (Gipper/Schmitter 1979: 131f.; vgl. auch Ringmacher 1994: 16; Hurch 2000).

Diese in den theoretischen Spätschriften ausführlicher dargelegten Überlegungen finden sich in Ansätzen ebenfalls bereits in den Fragmenten:

"Den Gedanken aber, die ganze Masse des Sprachvorraths, so vollständig als möglich, zu sammeln, nach allen denkbaren Gesetzen der Analogie zu vergleichen, und daraus einmal, als aus einer Wirkung, auf die Verfahrungsart des Menschen, die Sprache zu erfinden und fortzubilden, rückwärts, dann aber, als aus einer Ursach, auf die eigne Bildung desselben vorwärts zu schließen, und zwar beides immer zugleich mit philosophischer Rücksicht auf seine allgemeine Natur, und mit historischer auf die verschiedenen Schicksale der Völker; dieser Gedanke, behaupte ich, ist es, den man bisher übersehen hat, und der so sehr eine ernsthafte Betrachtung verdient, daß mit ihm, nicht zwar eine neue Wissenschaft, aber ein neues Studium in die Reihe der bisherigen eingeführt wird." (Fragmente, GS VII: 599)

Die Bedeutung, die Humboldt gerade der Verschiedenheit der Idiome beimisst und die die Einführung eines neuen Studiums erfordert, ist wiederum in der letzten Einheit, der Synthese der einzelnen Sprachen, d. h. der einzelnen "Nationalcharaktere" als Abbild der gesamten Menschheit zu sehen:

"Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichthum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschendaseyns, und neue Arten zu denken und empfinden stehen in bestimmten und wirklichen Charakteren vor uns da." (Fragmente, GS VII: 602)

Das Modell, das Humboldt in der Abhandlung über den Geschlechtsunterschied (GS I: 311–334) entwickelt, gilt ebenso für die Herausbildung von Nationen wie von verschiedenen Sprachen. Gleich der Aufspaltung der Kräfte in "zeugende" und "empfangende" (p. 319) als notwendige Voraussetzung zur Bildung einer höheren Einheit und zur Überwindung der Endlichkeit, muss sich auch die Menschheit in verschiedene Nationen, die *eine* Sprache in verschiedene Sprachen teilen.⁶ Da Humboldt "die Sprache als ein selbstständiges, den Menschen eben so wohl leitendes, als durch ihn erzeugtes Wesen" betrachtet, ist für ihn die Verschiedenheit der Sprachen nicht nur eine Begleiterscheinung der Aufspaltung der Menschheit in einzelne Nationen, ihr liegt vielmehr "eine viel wichtigere Absicht der Weltanordnung ... eine viel tiefere Thätigkeit des menschlichen Geistes zum Grunde". Der "eigentliche Grund der Vielheit der Sprachen" sei im "Bedürfniss des menschlichen Geistes, eine Mannigfaltigkeit intellectueller Formen hervorzubringen" (*Einleitung in das gesammte Sprachstudium*, GS VII: 621) zu suchen. Das neue "Studium der Sprachen des Erdbodens", dessen Grundstein Humboldt in den *Fragmente[n]* legt, ist für ihn "die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit" (GS VII: 602f.).

6 Vgl. dazu eine Passage in Humboldts Brief über den "Wallenstein" an Schiller vom September 1800 (Seidel 1962, II: 207f.), der zahlreiche sprachphilosophische Betrachtungen enthält.

Als Grundlage für den anthropologischen Vergleich und den Sprachvergleich als dessen Kern und Angelpunkt sieht Humboldt die Abfassung von Monographien einzelner Völker, deren eine er über ein Jahrzehnt lang in Planung hatte. Mit dieser geplanten, jedoch nie vollständig zur Ausführung gelangten "*Monographie des Vaskischen des Volksstammes*" wollte Humboldt versuchen, "eine einzelne, aber vollständige Beschreibung ... zu liefern" (*Ankündigung* 1812, GS III: 291) nach deren Muster weitere entstehen sollten. Noch in der erst 1821 erschienenen Schrift *Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der vaskischen Sprache*, nachdem er offensichtlich das viel zu hoch gegriffene Ziel einer vergleichenden Anthropologie auf der Grundlage einzelner Monographien aufgegeben hat, verleiht er der Hoffnung Ausdruck, "dass sie [die Schrift] möge dazu dienen können, andere Untersuchungen über die Urbevölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa daran anzuschliessen" (*Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 59).

Die Monographien sollten gleichzeitig auch die Grundlage für eine "systematische Encyclopädie aller Sprachen" bilden, deren Plan – oder besser die Idee dazu – Humboldt schon zu Beginn seiner Beschäftigung mit Sprache entwirft und die er Schiller in einem Brief ankündigt, in dem er auch erwähnt, dass seine "allgemeinen Ideen" über das Sprachstudium schon recht weit gediehen seien (Brief vom 18. Mai 1802, Seidel 1962, II: 221). Diese Ideen sind in den *Fragmente[n]* (GS VII: 598) teilweise erhalten geblieben. Eine solche Enzyklopädie hätte von der "metaphysischen Analyse des Sprachvermögens" (p. 601) auszugehen, also die allgemeine Natur der Sprache sozusagen vom universalistischen Standpunkt aus zu betrachten, um dann den Bedingungen für das Entstehen der individuellen Ausprägungen dieser "Einen" Sprache in Form von verschiedenen Einzelsprachen aufzuspüren, und so "von allen Gesichtspunkten aus die gegenseitigen Beziehungen des Menschen zu der Sprache [zu] betrachten" (ebda.). Eine solche "systematische Uebersicht des ganzen Sprachverfahrens des Menschen" diene dem Hauptzweck einer solchen Enzyklopädie, "die Sprache an und für sich selbst als ein wichtiges und gemeinnütziges Studium zu zeigen" (ebda.). Dieser völlig neue theoretische Ansatz eines systematischen Grammatikvergleichs unterscheidet Humboldts Konzept ganz wesentlich von den damals üblichen Sprachencyklopädien wie Adelung und Vaters *Mithridates*, deren grammatische Sprachbeschreibungen allzu oft lückenhaft bleiben und sich mitunter nur auf die Erwähnung grammatischer Kuriositäten beschränken – ein Umstand, den Humboldt bemängelt:

"... Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, dass man nicht hinlänglich in die Kenntniss der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr, oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man muss sie, als solches, behandeln." (*Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 10)

Das in den *Fragmente[n]* entwickelte Konzept, vom Metaphysischen ausgehend, zuerst Betrachtungen über die "allgemeine Natur der Sprache" anzustellen und so die theoretischen Grundlagen für die Vergleichung von Einzelsprachen festzulegen, hat Humboldt in den *Grundzüge[n] des allgemeinen Sprachtypus* (GS V: 364–475), die als Einleitung zu den "ausführlichen Untersuchungen über die Amerikanischen Sprachen" gedacht waren, und später in seinem Hauptwerk, der postum erschienenen Einleitung zum Kawi-Werk (Humboldt 1836), verwirklicht. Diesen Einleitungen hätten nach Humboldts Plan jeweils die Darstellung der einzelnen amerikanischen Sprachen bzw. des Kawi folgen sollen. Die Veröffentlichung dieser Grammatiken, die – teilweise unvollendet – in handschriftlichen Manuskripten vorliegen, wird nun in dem von Kurt Mueller-Vollmer geleiteten Editionsprojekt von Humboldts sprachwissenschaftlichen Nachlass vorbereitet.

Die Forderung nach einer allgemeinen Enzyklopädie klingt über zehn Jahre nach dem Entwurf des Plans (s. o.) in der *Ankündigung* (1812) nochmals an, wenn auch bedeutend leiser, wenn Humboldt die Grammatikanalyse seiner geplanten Baskenmonographie als Vorbild für "ähnliche Zergliederungen aller Sprachen" konzipiert, die man "in einer großen allgemeinen *Sprachencyclopädie* zusammenfassen könnte." (GS III: 295)

Wie Schmitter (1999: 475) herausstreicht, scheint der Enzyklopädiebegriff im Spätwerk in den Hintergrund zu treten und im Begriff des "vergleichenden Sprachstudiums" aufzugehen, während er wohl zur *Zeit der Fragmente* noch synonym mit demselben war.

GRAMMATIKTHEORIE

Am Baskischen hatte sich Humboldts "Liebe für das Sprachstudium überhaupt entzündet" (Haym 1956: 433). Später, als sich seine linguistischen Ansichten konsolidiert hatten, bezeichnete er es als ein "glückliches Ereignis", dass ihn der Zufall am Beginn seiner Sprachuntersuchungen auf das "Studium einer einzelnen, der Vaskischen" geführt hatte (*Verschiedenheiten*, GS VI: 137), deren ganze Struktur ihm damals völlig fremd war, und durch die er bald scharfsinnig erkannte, dass ihre Besonderheiten mit den üblichen am Griechischen und Lateinischen orientierten Grammatikbeschreibungen nicht zu fassen waren. "Jede Sprache muß in dem Sinn aufgefasst werden, in dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem fremden" (*Grammatische Formen*, GS IV: 288).

"Es schien mir auch um so nothwendiger, gerade das Grammatische dieser Sprachen zum Gegenstand der Forschung zu machen, als man sie gewöhnlich nur zu etymologischen Untersuchungen benutzt hat. Die grammatischen jeder einzelnen Sprache sollten aber überhaupt den etymologischen immer vorangehn, da man in den wahren Wortbau erst mit Hülfe der Grammatik eindringt, und erst durch die Einsicht in den ganzen Sprachorganismus die Laut- und Gedankengeltung der Wörter auf eine zu gründlicher Vergleichung genügende Weise kennen lernt." (*Verschiedenheiten*, GS VI: 139).

Was Humboldt unter Grammatikschreibung verstand und wie er eine Grammatik aufbaute, zeigt sich bereits an dem nachgelassenen Material zum Baskischen, das uns über die Gesamtkonzeption der Grammatik informiert, wenn Humboldts eigentliche grammatische Arbeiten auch fragmentarisch geblieben sind (s. u.).

Zwei Übersichtspläne zur Grammatik des Baskischen⁷ vermitteln die intendierte Gliederung derselben. Nach einer Zusammenstellung der "Quellen und Hilfsmittel" zum Studium der jeweiligen Sprache, beginnt die Grammatik mit der "Zergliederung der Sprache". Zuerst soll die Phonologie, dann die eigentliche "Grammatik", d. h. Morphologie und Syntax, behandelt werden. Der dritte Teil beschäftigt sich mit der "Wortbildung" und enthält Abschnitte wie "Entstehung der Wörter als Laute", "Verhältniß der Wörter zu ihrem Endzweck oder Betrachtung derselben als Darstellungsmittel der Gedanken und Empfindungen" sowie "Wohllaut, sowohl der sinnliche der bloßen Töne, als der bedeutungsvolle der Übereinstimmung mit dem Gegenstande" behandelt werden sollte. Diese Titel deuten bereits den Übergang zu der im vierten Teil projektierten Schilderung des "Charakter[s] der Sprache nach allen ihren bisher betrachteten Beschaffenheiten" an. Im Anschluss an die Grammatik sollten Sprachproben und ein Vergleich mit anderen Sprachen treten. Den letzten Teil der Sprachbehandlung sollte ein Wörterbuch bilden, in dem Lexeme in einer zweifachen Ordnung, einmal nach ihrer etymologischen bzw. lautlichen Zusammengehörigkeit und einmal nach bestimmten Wortkategorien angeführt werden sollten.

Da Humboldt Sprache als "organisches Wesen" (*Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 10), als Organismus,⁸ auffasst, ist für ihn eine rein "anatomische" Herangehensweise an die Sprachbeschreibung nicht angemessen, weil sie die Verhältnisse nur statisch wiederzugeben imstande ist. Vielmehr fordert Humboldt eine "physiologische" Betrachtungsweise, die die Sprache "von der Seite ihres lebendigen Wirkens" (*Grundzüge*, GS V: 370) betrachtet, also den Prozesscharakter sprachlicher Phänomene hervorhebt. Da Sprache so gleichzeitig "geistiger Prozess" und "fester Körper" (ebda.) sei, müsse auch die Methode ihrer Erforschung eine

7 Vgl. den von Leitzmann (GS VII: 604f.) abgedruckten Plan bzw. eine unpublizierte Skizze in coll.ling.fol. 50 (Nachlass Humboldt an der Jagiellonischen Bibliothek Krakau), die zwar weniger ausführlich, dafür aber unzweifelhaft auf das Baskische bezogen ist.

8 Im ausgehenden 18. Jahrhundert drangen mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften zunehmend biologische Begriffe in den philosophischen Diskurs. Ein zentraler Begriff ist der des "Organismus", der eine lebendige Einheit von einander abhängiger Elemente bezeichnet, deren Beziehung untereinander sowie zum Ganzen keine statische ist. Der Organismus verändert sich von innen nach außen, durch eine ihm innewohnende Kraft – im Gegensatz zu rein "mechanischen" Veränderungen, die von außen an das Objekt herangetragen sind. Mueller-Vollmer (1997: 613) hat allerdings darauf hingewiesen, dass sich der Humboldt'sche Begriff von dem romantischen Begriff unterscheidet, und "nicht biologisch, sondern physiologisch zu verstehen sei" (zum Gebrauch des Terminus "Organismus" in der damaligen Sprachwissenschaft vgl. auch Schmidt 1992; Müller-Sievers 1993, Kap. 5; Langham-Brown 1967, Kap. 3).

zweifache sein, deren erste den Körper in seine Bestandteile zergliedert, also anatomisch vorgeht, und deren zweite das "Verfahren der Sprache" physiologisch ergründet. Die Zergliederung untersucht die Beschaffenheit der "grammatischen und lexicalischen Mittel" wie "Declination, Conjugation, Zusammensetzung, Ableitung u.s.f." und die physiologische Behandlung fragt nach der "Art der Anwendung und des Gebrauchs dieser Mittel". Hierher gehören typologische Fragestellungen, in Hinblick auf morphonologische und morphosyntaktische Aspekte, z. B. "ob eine Sprache jene Mittel in festen Formen von einander absondert, oder zusammenwirft und verwechselt" (*Grundzüge*, GS V: 370) oder "ob sie in der Veränderung, Zusammensetzung, und Stellung der Worte dem Gebrauch Freiheit einräumt, oder ihn in feste Regeln einengt" (p. 371). Aber wie Humboldt später bemerkt, ist auch diese physiologische Betrachtungsweise nicht wirklich geeignet, den Charakter, die "innere Natur" (GS V: 369) einer Sprache darzustellen.

Die Grammatikfragmente von Bilbao und Krakau

Eines der tatsächlich auf uns gekommenen Grammatikfragmente, die Bilbao-Grammatik (GB),⁹ ist exakt nach den überlieferten Übersichtsplänen aufgebaut, bricht aber bereits im zweiten Teil ab.¹⁰ Das andere Fragment, die Grammatik von Krakau (GK),¹¹ folgt einer etwas anderen Systematik. Während die GB – bzw. was von ihr erhalten ist – eine genaue Analyse der einzelnen grammatischen Phänomene des Baskischen bietet, geht Humboldt im Krakauer Manuskript anders an das Vorhaben der Sprachbeschreibung heran. Im Sinne des in den *Fragmente[n]* vorgeschlagenen Verfahrens (s. o.), stellt er von der allgemeinen Grammatik ausgehend den Bau der Einzelsprache in seinen wesentlichsten Merkmalen dar, um so die behandelte Sprache von einem universaltypologischen Standpunkt aus zu betrachten und ihren Standpunkt "im Gebiete der ganzen Sprachkunde" (*Grundzüge*, GS V: 366) zu bestimmen.

Weder der Zusammenhang der beiden Fragmente, noch deren Datierung sind völlig klar. Leitzmann (GS VII: 605) gibt für das Entstehen des Manuskripts von Bilbao die Wiener Zeit

9 Eine photographische Reproduktion dieses bis vor kurzem verschollenen Fragments wurde von B. Hurch und M. J. Kerejeta in der Bibliothek der *Diputación foral de Vizcaya* in Bilbao gefunden. Dieses Fragment wird in der o. genannten Edition, Abt. II, erscheinen, an der gegenwärtig am Institut für Sprachwissenschaft in Graz gearbeitet wird.

10 Humboldt stützt sich in seiner "Analyse der Vaskischen Sprache ...", dem eigentlichen Grammatikteil des Fragments im Wesentlichen auf die Arbeiten des baskischen Sprachforschers Astarloa, dessen grammatische Analyse er weitgehend übernimmt (vgl. dazu Hurch/Kerejeta/Gómez 2001.)

11 Diese Grammatik war ebenfalls verschollen und wurde von K. Mueller-Vollmer im Alexander v. Humboldt-Nachlass an der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau entdeckt. Es wird ebenfalls in der o. genannten Edition erscheinen.

(1810–1815) an, der erste Absatz der Krakauer Grammatik ist in den *Fragmente[n]* veröffentlicht, die Leitzmann aufgrund des verwendeten Papiers mit 1801/1802 datiert (p. 604). Auch die Verwendung von Kurrentschrift deutet auf die frühe Entstehung der GK.

Wenn auch die unterschiedliche Systematisierung der beiden Fragmente darauf hinweist, dass Humboldt mit den beiden Schriften unterschiedliche Intentionen verfolgte, lassen sich das "Allgemeine" und das "Besondere" in Wahrheit natürlich nicht trennen. Manche Stellen der GK, wie beispielsweise die phonologischen Ausführungen, bieten daher eigentlich nur eine kürzere bzw. zusammengefasste Version der entsprechenden Teile der GB. Dies ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass Humboldt keine geeignete Ausgangsbasis für die lautliche Vergleichung von Sprachen zur Verfügung stand. Das Fehlen einer solchen beklagt er im Manuskript von Bilbao.¹²

Von der allgemeinen Grammatik hingegen hat Humboldt durchaus klare Vorstellungen, die er in der GK ausführlich darlegt. Dort, wo im Ms. von Bilbao die Behandlung der verschiedenen Wortkategorien mit der Darstellung des Nomens beginnt, findet sich in der Krakauer Grammatik ein Abschnitt mit dem Titel "Grundsätze", in dem "einige Haupteigentümlichkeiten derselben [des Baskischen] in allgemeine, aus ihrer Ansicht im Ganzen geschöpfte Grundsätze zusammen[gefasst]" werden (GK, p. 366). Humboldt geht hier auf die Verbindung der grammatischen ("Beziehungszeichen") und der lexikalischen ("Gegenstandszeichen") Elemente der Sprache ein und beschreibt die baskische Sprache als dem agglutinierenden Sprachtypus angehörig, da sie "ihre Beziehungszeichen durchgängig ... hinten, an das Ende der Wörter an[hängt]", wie es "auch in andern Sprachen gewöhnlich, und an sich natürlich" ist, die Verbindung zwischen den Bestandteilen aber ist "meistentheils so lose, daß man, auch in derselben, leicht die einzelnen Theile und die Spur ihrer Zusammenfügung wiedererkennt"(GK, p. 370).

Eine gestrichene Passage macht deutlich, dass Humboldt unter den genannten "Grundsätzen" die "Grundsätze aller Sprachen überhaupt" versteht. Es geht ihm hier um die Positionierung des Baskischen innerhalb einer grammatischen Typologie, dergemäß "[d]as wesentliche Unterscheidungsmerkmal der Sprachen, in Rücksicht ihrer Grammatik ... die Verschiedenheit der Methode" ist, "nach der sie Beziehungen ausdrücken, deren Bezeichnung aus einzelnen Wörtern eine zusammenhängende Rede macht." (GK, p. 366). Hier

12 "Eine der wichtigsten u. nothwendigsten Vorarbeiten zu allen Sprachuntersuchungen wäre daher eine Revision der mit Sicherheit bekannten articulirten Laute, ihre genaue Bestimmung nach der Art, wie sie in den Sprachwerkzeugen gebildet werden, u. ihre feste u. unabänderliche Bezeichnung. Wäre hierzu nur einmal eine sichere Grundlage vorhanden, so ließen sich die neu vorkommenden Laute sehr leicht in der ganzen Scala durch ihre ihnen zunächst stehenden Nachbarn bestimmen. Bis zu einer solchen allgemeinen Arbeit bleibt alle Beschreibung der Aussprache einer Sprache immer schwankend, unvollständig, u. einseitig" (GB, p. 39).

unterscheidet Humboldt in dieser Hinsicht zwei Haupttypen, die er an anderer Stelle selbst als "flektierenden" und "agglutinierenden" Typus bezeichnet, wobei später noch der "einverleibende" Typus hinzukommt¹³ (*Verschiedenheit*, GS VII: 254). Er erwähnt schließlich noch den dritten Typus (den er allerdings bei der Einteilung in zwei Hauptgattungen übergeht, weil er an sich dem ersten Typus, also dem flektierenden, zuzuordnen sei), in dem "alle Beziehungen besonders" ausgedrückt werden und dem "Formeln fast gänzlich mangeln", also den isolierenden Typus, dem er das Englische zuzählt.¹⁴

Selbst das Konzept der Grammatikalisierung durch zunehmende Kohäsion zwischen den einzelnen Elementen, von selbständigen Lexemen über Adpositionen zu Flexionsaffixen, und somit eine Stufenfolge verschiedener Sprachverfahren, ist hier in dieser frühen Schrift schon recht deutlich ausformuliert, ein Gedanke, der später in *Entstehen der grammatischen Formen* genauer ausgeführt ist (GS IV: 301f.).

"Zufrieden nur zu wissen, daß die grammatikalischen Formen durch Beugung angedeutet werden, bekümmert man sich gewöhnlich wenig darum, wie diese entstanden ist. Ihrem Ursprunge nach aber, ist alle Beugung eigentlich Zusammensetzung mehrerer Zeichen, oder vielmehr Wörter. Denn Raisonement u. Erfahrung zeigen deutlich, daß man ursprünglich alle Beziehungen durch einzelne Wörter ausdrückte, u. dieselben nur mit den andern, eigentlichen Sachwörtern, verband. Mit der Länge der Zeit schmolzen beide so mit einander zusammen, u. das letzte (das für sich vielleicht außer Gebrauch kam) büßte in der Flüchtigkeit der Aussprache so sehr seine eigne Gestalt ein, daß man es für sich nicht mehr wiedererkannte. Als dann ist eigentlich grammatikalische Beugung da ..."

(GK, p. 370)

Ein Beispiel für das Verfahren, der Beschreibung der einzelnen grammatischen Phänomene des Baskischen jeweils Betrachtungen allgemein-sprachwissenschaftlicher Natur voranzuschicken und so die Grammatik der behandelten Einzelsprache zu den vorsprachlich bestimmten Kategorien der allgemeinen Grammatik in Beziehung zu setzen, ist die Bestimmung der "Redetheile", die der allgemeinen Grammatik angehören, d. h. die Herausbildung der Wortarten. Die Bildung dieser Grundteile ist das Wesen des "Sprachverfahrens", das als Akt der Reflexion "das noch verwirrte und dunkle Product der Thätigkeit des Vorstellungsvermögens" (GK, p. 372), den noch ungeordneten Strom der Gedanken zerlegt, wodurch die "einzelnen Wörter, [... die] die eigentlichen Elemente der Rede ausmachten", entstehen. Humboldt identifiziert sechs semantisch definierte Wortkategorien der allgemeinen Grammatik, die "das Wesen der Sprache ausmachen" und "in jeder Sprache voll-

13 In diesem frühen Fragment unterscheidet Humboldt noch nicht zwischen agglutinierend und einverleibend.

14 Im Rahmen der rezenten Humboldt-Exegese ist bereits oft darauf hingewiesen, dass man Humboldt fälschlich als Begründer der Klassifikation von Sprachen ausgewiesen hat, ja dass er diese Einteilung, die mit Friedrich und vor allem mit August Wilhelm Schlegel verbunden ist, später immer deutlicher ablehnt (vgl. GS V: 368f., GS VI: 150f.; die explizite Ablehnung von A. W. Schlegels Klassifikation analytisch : synthetisch findet sich in GS VI: 260f.). Humboldts Sprachtypus ist nicht als "Klasse von Sprachen, sondern als ideelle, abstrakte Art von Sprachgestaltung" (Coseriu: 1972: 123) zu begreifen.

ständig vorhanden seyn" müssen (GK, p. 375), das "Substantivum" als "selbstständige Sache, von der das Fortschreiten ausgeht, oder auf welche es sich bezieht", das "Verbum" als "Zeichen für die Bewegung des Fortschreitens selbst" (s. u.), die "Praeposition" als "Zeichen der Beziehung in welcher das Prädicat, vermittelt des Verbuns zum Subject steht", das "Adjectivum" als "Zeichen derjenigen Begriffe, die nicht als eigene Massen, sondern als Theile oder Eigenschaften von anderen dargestellt werden", das "Adverbium" als Ausdruck für "Bestimmungen", die "demjenigen beigefügt werden, was Bewegung, Veränderung, Daseyn ausdrückt" und schließlich die "Conjunction" als "Bezeichnung der Beziehung, in welcher zwei Sätze ... zu einem Redesatz verbunden werden" (ebda.).¹⁵ In den realen Sprachen sind allerdings nicht alle diese Redetheile "wirklich bezeichnet ... sondern nur in dem Verstande und der Einbildungskraft des Redenden u[nd] Verstehenden vorhanden" (ebda.). Andererseits weisen die Einzelsprachen auch Wortarten auf, die nur "Untergattungen derselben Redetheile sind" (ebda.). Während die Redetheile der allgemeinen Grammatik a priori bestimmt sind, beruht die Herausbildung der Wortarten in den Einzelsprachen auf der grammatischen Funktion, die sie im Satz erfüllen. Daher ist die "Anzahl der Redetheile in verschiedenen Sprachen verschieden" (GK, p. 375).¹⁶ In seiner Abhandlung *Ueber den grammatischen Bau der Chinesischen Sprache* (1926) expliziert Humboldt diesen Gedanken, dass nämlich die Klassifizierung der Wörter in bestimmte Wortkategorien "[a]ls inneres, sprachbestimmendes Gesetz ... unerkant in der Seele jedes Menschen [liege], allein inwieweit diese Classificierung Ausdruck in der Sprache erhält, hängt von der grammatischen Natur jeder Sprache ab." (GS V: 310). Die Relation von allgemeiner und einzelsprachlicher Grammatik wird hier deutlich:

"Eine gewisse Anzahl von Wörtern hat von Natur Substantiv- Adjectiv- oder Verbal-Bedeutung, indem sie selbständige Wesen, Eigenschaften oder Handlungen anzeigt. Dieselben Wörter aber können in der Sprache zugleich zu einer andren Categorie, ein Verbal-Wort substantivisch und umgekehrt, gebraucht werden, und eine grosse Menge von Wörtern sind von der Art, dass sie, nur Begriffe bezeichnend, sich auf verschiedene Weise auffassen lassen. Werden nun diese durch Bezeichnung oder auf andere Weise einer bestimmten Classe zugewiesen, so besitzt die Sprache wirkliche Wortclassen, denn diese sind von ihr und für sie gebildet. Lässt man aber diese, soviel es das verständliche Sprechen nur immer zulässt, unbestimmt, so bilden auch die zuerst erwähnten nicht eigentlich grammatische Wortclassen." (GS V: 310f.)

15 Vgl. dazu etwa Bernhardis (1805: 124f.) Einteilung: Substantiv, Attributive (Adjektiv, Partizip, Adverb), das Verb "Seyn", Redetheilchen (Präposition, Conjunction, ursprüngliche Adverbien), Pronomen.

16 Die Schwierigkeit dieser klaren Scheidung von allgemein gültigen und spezifischen bzw. semantisch und grammatisch definierten Kategorien und Humboldts daraus resultierende Unsicherheit sowie die Widersprüchlichkeit seiner Aussagen zeigt sich bei der Besprechung von "Infinitivum, Gerundia, Supina, u. Participia", die nach Humboldt einen "Uebergang vom Nomen zum Verbum" bilden und somit "sowohl in den wirklichen Sprachen, als in dem allgemeinen Schema der philosophischen Grammatik eine eigne Gattung von Wörtern" darstellen (GK), die er allerdings in der o. zitierten Liste der allgemeinen Redetheile nicht angeführt hat.

Ein weiteres Beispiel ist die Aufzählung der Casus, die Humboldt als die "allgemeinen, a priori bestimmbar Arten des Verhältnisses einer Sache zur andern" bestimmt, woraus bereits ersichtlich ist, dass er hier nicht eigentlich morphologische Casus, sondern grammatische Relationen im Sinn hat.¹⁷ Er zählt fünf Casus auf: Nominatiuus, Genitiuus, Accusatiuus, Ablatiuus, Datiuus (GK, p. 386).¹⁸ Hier nun zeigt sich allerdings Humboldts Überzeugung von der Überlegenheit der flektierenden Sprachen, indem er die a priori bestimmten grammatischen Relationen mit den einzig "echten Fallbeugungen" gleichsetzt, denn es könne ihrer nicht mehr geben als "in der Tafel der Kategorie der Relation verschiedene Verhältnisse aufgefunden werden" (GK, p. 383). Alle übrigen in den Einzelsprachen auffindbaren Kasus sind für ihn eigentlich im Wesen "Praepositionen", deren "so viele möglich sind, als es Nuancen der Beziehungen bildenden Mittelbegriffe geben kann" (ebda.).

Auch ist in der GK bereits die Idee angedeutet, dass es das subjektive Moment sei, das die Sprache erst zu Sprache mache und die Grammatik von der reinen Logik, den grammatischen Satz vom logischen Urteil unterscheide. Während das letztere nur im absoluten Sein möglich ist, bildet die Sprache eine Synthese zwischen dem objektiven Gedanken, der nur abstrakt vorhanden ist, und dem Subjekt, das diesem Gedanken gegenübersteht. In der Sprache sind der reine Verstand und die Sinnlichkeit der Materie durch die Einbildungskraft verbunden. Es geht nicht nur um die Gleichheit bzw. Nicht-Gleichheit wie im logischen Urteil, sondern um die "Verbindung und Trennung der Begriffe ... Dadurch wird der todte Verhältnisbegriff ... zu lebendiger Bewegung" (*Von dem grammatischen Baue de Sprachen*, GS VI: 346).

"Das ganze Verfahren des Sprechens ist also in Rücksicht auf den Verstand ein Erkennen des Verhältnisses der Gleichheit oder Ungleichheit; in Rücksicht auf die Einbildungskraft ein Verbinden od. Trennen verschiedener Massen, und die Synthesis der Sprache (wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist) hat das Eigentümliche, daß sie beständig diese dreifache Rücksicht in dieselbe Handlung verknüpft, ..." (GK, p. 373)

Der Einbildungskraft obliegt es somit, Zeichen, d. h. Wörter, zu schaffen und sie zu verbinden, wodurch sich die Grammatik konstituiert. "Daher ist das gesammte Sprachverfahren ein Bilden von Grundtheilen, in deren Bau zugleich die Absicht der Verbindung zu einem Ganzen, und die Fähigkeit zu der möglichst großen Mannigfaltigkeit derselben liegt"¹⁹ (GK, p. 372).

Diese "Grundtheile" oder "Redetheile" entstehen um den Angelpunkt des Verbuns, das "die Setzung des Fortschreitens eines durch ein Wort bezeichneten Begriffs, als Subject, zu einem andern, ebenso bezeichneten als Prädikat, in der Absicht mit sich zu verbinden, oder

17 Zu Humboldts Kasuskonzeption vgl. Vollmann in diesem Band.

18 Vgl. dazu Bernhardi (1805: 138): Casus absoluti: Nominativ, Vocativ; Casus obliqui: Genitiv, Accusativ, Dativ.

19 Interessant ist, dass Humboldt bereits in dieser frühen Periode der Entwicklung seines Sprachdenkens den Terminus "Organisation" auf Sprache anwendet. Die Fortsetzung der eben zitierten Stelle lautet: "Alles ist Organisation."

von sich abzusondern" darstellt (GK, p. 373). In einer Fußnote hebt Humboldt die essentielle Bedeutung des Verbums in der Sprache hervor und streicht so den wesentlichen Unterschied zwischen seiner Auffassung und jener der auf dem Primat der Logik basierenden spekulativen Grammatik heraus, der er vorwirft, das Verbum nur

"... als die Copula des Satzes zu betrachten, allen Verbis das Verbum: Seyn unterzuschieben und alle mithin auf ein: gleich oder nicht gleich zurückzuführen. Außerdem aber, daß dadurch die lebendigen Glieder der Rede in ein bloß logisches Skelett verwandelt werden, so zerstört diese Ansicht auch die ganze Natur des Verbums. Denn wenn dasselbe nichts weiter als das Gleichheits oder Nicht=Gleichheits Zeichen der Mathematik ist, wenn man nicht den Begriff festhält, daß das Subject der Rede im Verbum in Leben u. Bewegung gesetzt wird, so ist eigentlich nicht zu begreifen, warum es Personen, Zeiten u.s.f. hat. Man hat überhaupt in der philosophischen Sprachlehre zu oft vergessen, daß man noch gar nicht die Sprache erklärt, wenn man das ihr zum Grunde liegende logische Verfahren aufdeckt, und daß man z. B. indem man den Satz: der Baum blüht in den: der Baum ist blühend übersetzt nur die Schwierigkeit weiter zurückschiebt. Denn das Wort *ist* ist ebensogut als *blüht* ein Verbum, ließe sich ebenso durch *ist seyend* erklären, u. braucht gar nicht wie einige // unnöthigerweise gethan haben; als ein gewissermaßen ganz eignes Grundverbum angesehen zu werden. Die Sache ist, um es kurz zusammenzufassen die: bei der bloß logischen Betrachtung (wie z. B. bei der Zeichensprache der Mathematik) wird bloß das vorstellende Wesen als das Subject, alles andre als Object angesehen. Alles ist also um ein Vorstellen des Zusammengehörens oder NichtZusammengehörens verschiedener Dinge. In der Sprache wird eins der Objecte des Vorstellens zum Subjecte erhoben u. als solches belebt. Alles ist daher Handlung u. Thätigkeit. Logisch betrachtet sind alle Verba um ein Seyn oder nicht Seyn. Aus dem Gesichtspunkt der Sprache angesehen, sind die abstractesten Wörter des Seyns ursprünglich Bezeichnungen irgend eines u. zwar meistentheils bestimmten Handelns." (GK, p. 373)

Diese zentrale Bedeutung des Verbums durch seine satzbildende Funktion stellt Humboldt im Krakauer Fragment auch andernorts heraus: "Das Verbum allein bildet den Satz; alle Nomina, Haupt= und Eigenschaftswörter, sind die todtten Elemente, denen es Leben einhaucht." (GK, p. 383). So beschreibt Tilman Borsche Humboldts Vermächtnis an die Sprachphilosophie folgendermaßen:

"Es ist Humboldts besonderer Beitrag zur Philosophie der Sprache, dass er das Gebiet der Grammatik der Herrschaft der Logik entrissen und dem von dieser noch nicht vereinnahmten und deshalb diskriminierten "Rest" in ihr einen eigenen Wert zuerkannt hat." (Borsche 1981: 232).

SPRECHEN UND DENKEN I: SPRACHURSPRUNG, SPRACHENTWICKLUNG UND SPRACHWANDEL

Das Thema des Sprachursprungs ist bei Humboldt nur "implizit" behandelt. Als rein philosophische Frage liegt es nicht im Kerngebiet von Humboldts anthropologisch-historisch ausgerichteter Forschung (vgl. Trabant 1990: 96, 102). Dennoch enthält die Akademie-Rede von 1820 *Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung* eine ausführliche Darstellung des Themas, weshalb Jürgen Trabant sie als Humboldts "'eigentliche' Abhandlung über den Ursprung der Sprache" bezeichnet hat (p. 99).

Einige Aspekte von Humboldts Vorstellung über das Entstehen von Sprache sind jedoch bereits in den *Fragmenten* (1801/02) angedeutet, die nach der Schrift *Ueber Denken und Sprechen* (1795) die frühen sprachtheoretischen Überlegungen Humboldts enthalten.

Im Baskenfragment ist der kommunikative Aspekt für die Entstehung von Sprache vorrangig. Die Sprache entspringt dem Bedürfnis, eine Verständigung zwischen Subjekten herzustellen, zwischen dem *Ich* und dem *Du*. Die Grundlage zur These des dialogischen Sprechens und des Erkennens der durch das Medium der Sprache, die Humboldt in den *Grundzüge[n] des allgemeinen Sprachtypus* ausformuliert und dann in der Akademie-Rede von 1827²⁰ gesondert vorträgt, ist hier schon gelegt:

"Jedes ausgesprochene Wort war ein Versuch, sich einem andern verständlich zu machen. Der verinselte Mensch würde nie nur auf den Einfall zu sprechen gekommen seyn. Denn die Anlage zur Sprache hängt unzertrennlich mit der Anlage zur Geselligkeit zusammen. Eine sprachlose biberartige Gemeinschaft unter Menschen ist schlechterdings ein widersprechender Begriff." (Fragmente, GS VII: 596)

Dieses kommunikative Bedürfnis ist jedoch nicht das Bedürfnis, sich über die unmittelbaren Notwendigkeiten zur Erhaltung des Lebens zu verständigen, deren Ausdruck einer so differenzierten Erscheinung wie der Sprache nicht bedürfte.

"Man nennt die Sprache gewöhnlich das Werk der Noth, und vergißt, daß sie das Werk des Genies war. Die Noth ist zu dringend, um sich etwas andrem, als dem unartikulirten Empfindungslaut anzuvertrauen, selbst der cultivirte Mensch spricht in solchen Fällen nur selten, und das Wort ist zu edel, um nur zur physischen Rettung zu dienen." (p. 595)

Ganz ähnlich drückt Humboldt diese Ansicht auch noch über 20 Jahre später in den *Grundzüge[n]* aus:

"Es gehört gewiß zu den irrigsten Behauptungen, die Entstehung der Sprachen vorzugsweise dem Bedürfniss gegenseitiger Hilfsleistung zuzuschreiben. Der Mensch im Naturstande ist nicht so bedürftig, und dazu hätten, wie man an den Thieren sieht, unarticulirte Laute ausgereicht." (GS V: 368)

Für Humboldt ist Sprache also nicht aus physischen Bedürfnissen entstanden, sie ist das Bedürfnis des Menschen, sich als denkendes Wesen zu entwickeln. Bereits das Denken selbst ist aber für Humboldt erst in der Ich-Du-Dyade möglich, da "... das Denken wesentlich an gesellschaftliches Daseyn gebunden [ist], und der Mensch ... zum blossen Denken eines dem *Ich* entsprechenden *Du* [bedarf]", denn um den Gedanken zu vollenden, ist das "Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft" notwendig (GS V: 380).²¹ Diese für Humboldts Sprachtheorie charakteristische Interdependenz von Denken und Sprechen ist in den

20 *Ueber den Dualis* (GS VI: 4–30).

21 In einem Brief an Schiller nennt Humboldt Sprache bereits "das einzige sinnliche und – als aus der innersten Menschheit stammende und nur in ihr mögliche – menschliche Mittel", durch das der Mensch seinem "Wesen" gemäß sich selbst "in einem andern erkennen" kann (Anfang September 1800, Seidel 1962, II: 208).

Fragmenten ebenfalls angesprochen: "Weil der Mensch zuerst darum sprach, weil er ohne Sprache nicht zu denken vermochte, so bestimmte die Allgemeinheit der Denkgesetze die Form, die er seiner Rede gab." (*Fragmente*, GS VII: 595). Der Mensch schuf die Sprache, um *ein anschauendes und denkendes Wesen zu seyn*" (ebda.).

"Wer das erste Wort aussprach, erhob sich zuerst zum Menschen; er wurde frappirt von dem Einfall, daß er reflectiren, in seinem bisherigen ewigen Hinbrüten auf einmal still stehn, einen Gegenstand sich gegenüber stellen und beschauen konnte, und in demselben Moment begann er zu sprechen."

(*Fragmente*, GS VII: 595f.)

Parallel zur phylogenetischen Sprachentstehung verläuft auch die ontogenetische Entwicklung, denn der Mensch "bildete sie [die Sprache], um sich an ihr selbst zu entwickeln, und da in jedem noch jetzt dieselbe Entwicklung vorgeht, so ist es möglich, diesem Wege nachzugehen" (ebda.).

Die Frage nach der Sprachentstehung war in der sensualistischen Sprachphilosophie des 18. Jh. mit der Annahme einer Organisationsperiode beantwortet worden, in der die Wortarten nach einander entwickelt werden (Condillac). Humboldt lehnt diese Annahme ab, da es eine solche Organisationsperiode nicht beobachtbar sei (vgl. Trabandt 1990: 102ff.). Man habe "noch keine Sprache jenseits der Gränzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht" (GS IV: 3). Vielmehr müsse die Sprache "mit Einem Schlage" entstanden sein, denn "[d]er Mensch ist nur Mensch durch Sprache" (p. 15). Die Sprache als Organismus muss daher vom Augenblick ihrer Entstehung an bereits alles besitzen, "was sie zu einem Ganzen macht" (p. 3). Der "Organismus" der Sprache ist also immer schon als Ganzes vorhanden, er gehört "zur Physiologie des intellectuellen Menschen", die "feinere Ausbildung" ist erst mit der Zeit möglich und vollzieht sich in Wechselwirkung mit den kulturellen Veränderungen der "Nation", dadurch gehört die "Ausbildung [der Sprache] zur Reihe der geschichtlichen Entwicklungen" (p. 5ff.).

Diese im *Vergleichenden Sprachstudium* dargelegte Position findet sich auch in den *Fragmenten* metaphorisch angedeutet. Die Metapher des Feuerfunken, die Humboldt gebraucht, um das plötzliche Entstehen von Sprache zu umschreiben, lässt sich in diesem Sinne interpretieren:

"Denn die Sprache gleicht dem im Stein schlummernden Feuerfunken. Ehe man gelernt hatte, ihn hervorzulocken, schien sein Daseyn nur durch ein Wunder erklärlich. Einmal entzündet pflanzte er sich mit unglaublicher Leichtigkeit fort. So auch der artikulierte Ton. In ihm tönt nicht mehr, wie bei dem Empfindungslaut, die Stimme, sondern die der Stimme gegebne Form vor, und unmittelbar fordert er daher das Ohr zum verstehen auf, und weckt in jedem Hörenden die ihm gleichfalls beiwohnende Fähigkeit zu reflectiren und zu artikuliren. Dieser giebt das Wort, vielleicht mit Umänderungen, zurück; an eine Rede werden mehrere angehängt, die Sprache wird von jedem feiner zum bequemeren Verstehen gemodelt, und so wie die Steinchen, welche die Uferwellen sich wechselseitig zu- und zurückwerfen, zum immer besseren Gebrauch geglättet und abgeschliffen."

(*Fragmente*, GS VII: 596)

Einer der zentralen Begriffe im Humboldt'schen Sprachdenken ist der der *Analogie*.²² Di Cesare hat darauf hingewiesen, dass Humboldts Begriff der Analogie von dem antiken Begriff insofern abweicht, als er die Analogie nicht als "normatives Proportionalitätskriterium" auffasst, das von außen her an die Sprache herangetragen wird und der in der Sprache wirksamen Tendenz zur Anomalie entgegenwirkt, sondern als eine "der Struktur der Sprache innere Beziehung, die den Zusammenhang ihrer Teile garantiert" (Di Cesare 1989: 68).

In der *Ankündigung* (1812) formuliert Humboldt seine grundlegende Annahme, dass "[a]lles in einer Sprache auf Analogie beruht, und ihr Bau, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau ist" (GS III: 295). Dieser organische Bau ist eine Struktur, deren Elemente durch Analogie miteinander verbunden sind, ein "zusammenhängendes Gewebe von Analogieen" (*Kawi-Einleitung*, GS VII: 278). Wie der Bau der Sprache selbst, beruht auch die Weiterentwicklung der Sprache für Humboldt auf dem Prinzip der Analogie. Jede Sprache hat "ihre eigne Analogie" (GS VI: 256), nach der sich dann auch die Spracherweiterung vollzieht.

Bereits in den *Fragmenten* bezieht er den Begriff der Analogie sowohl auf die "Spracherfindung" als auf die "Spracherweiterung". Weil der Mensch das Bedürfnis hatte, die Welt zu erkennen, "schuf [... er] den vorher nie rein gedachten Begriff in einem Wort, und aus diesem Wort, als dem Resultat der menschlichen Denk- und Empfindungsgesetze, entwickelte man nothwendig nach Analogie derselben Gesetze neue und abermals neue" (*Fragmente*, GS VII: 596) und "von dem Streben, alle neuen Formen nach seinen alten bisherigen Analogieen zu behandeln, arbeitet [er] immerfort daran, die einzelnen Verschiedenheiten auf größere Uebereinstimmung zurückzuführen" (p. 597f.). Dies betrifft die interne Entwicklung einer Sprache, selbst wenn diese in Isolation bliebe und sich ohne Fremdeinflüsse weiterentwickeln würde, was in der Realität natürlich nicht vorkommt. Es betrifft aber ebenso die Integration fremder Elemente im Falle von Sprachkontakt. Die Analogie und nicht die Anomalie ist für Humboldt also die natürliche Tendenz der Sprache (Di Cesare 1989: 74). Abweichungen entstehen daher nur durch Einfluss von außen, also durch Sprachkontakt, wie er ausführlicher in der *Ankündigung* darlegt:²³

"Nur wo die Sprachbildung bei einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprachelemente von einem andern entlehnt, oder gezwungen wird, sich einer fremden Sprache ganz oder zum Theil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieser Regel Statt." (GS III: 295)

22 Der Begriff der *Analogie* scheint bereits bei den antiken Grammatikern auf und gewinnt in der Sprachwandeltheorie der Junggrammatiker zentrale Bedeutung (vgl. etwa Paul 1909, Kap. 5).

23 Dass Sprachkontakt für Humboldt nicht die einzige Ursache für Sprachwandel ist, wird dadurch deutlich, dass er die Entstehung der Flexion aus Agglutination und dieser wiederum aus isolierten Elementen dem Wirken der phonetischen Erosion zuschreibt (s. o.).

Wenn fremde Elemente aus anderen Sprachen entlehnt werden, tritt abermals das Gesetz der Analogie in Kraft und die neuen Elemente werden dementsprechend in die Empfängersprache integriert.

"Allein wo eine Sprache ein fremdes Element in sich aufnimmt, oder sich mit einer andern vermischt, da beginnt auch sogleich ihre assimilirende Thätigkeit, und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermischung den kürzern zieht, so viel als möglich, in die, dem andern eigenthümliche analogische Bildung zu verwandeln, so daß durch diese Mischungen zwar kürzere und längere analogische Reihen entstehen, nicht leicht aber ganz unorganische Masse zurückbleibt." (ebda.)

Humboldt konzediert in derselben Schrift aber auch, dass "die Analogie durch keine Sprache ganz durchgeht" (p. 297), aber was als Ausnahme erscheint, ist häufig dennoch auf das Wirken des Analogieprinzips zurückzuführen. "[D]ie Analogie lässt sich indess nicht immer mit Glück bis in ihre feinsten Zweige verfolgen", denn "[d]ie Zeit verwischt ihre Spuren". Der Prozess der Analogiebildung ist nicht mehr vollständig nachvollziehbar, wenn die "Mittelglieder" der analogischen "Reihen" verloren gegangen sind. (p. 295f.). Ausnahmen entstehen jedoch auch, wenn die entlehnten Elemente noch nicht nach der der Empfängersprache eigenen, sondern noch nach der fremden Analogie geformt sind. Beide Typen von Ausnahmen bezeichnet Humboldt später in *Von dem grammatischen Baue der Sprachen* nicht als "wirkliche Anomalien, [sondern] als Trümmer verschiedener Bildungen aus andren Zeiten und Mundarten" (GS VI: 429). Es ist daher auch verständlich, wenn eine Sprache, die über längere Zeiträume hinweg relativ isoliert bleibt, strengere Analogie aufweist, da sie in geringerem Grade vermischt ist als Sprachen, die in engem Kontakt mit anderen stehen.

Das allein ist aber für Humboldt keine hinreichende Erklärung für die strengere analogische Struktur der "rohen" im Gegensatz zu den "vollkommeneren" Sprachen. Für ihn hängt die Fähigkeit, Neues zu schaffen, d. h. sich aus dem "Sprachnetz zu befreien" und somit auch die Analogien zu durchbrechen, mit der "Einbildungskraft", der Geisteskraft des einzelnen Individuums zusammen (Di Cesare 1989: 78f.). Dass Humboldt den "kultivierteren Völkern" mehr von dieser Geisteskraft zuschreibt, geht deutlich aus seinem Werk hervor. In den Kultursprachen nämlich, wo mehr "Lebendigkeit und Fülle des Denkens und Sprechens und mehr wahre und besonders individuelle Geisteskraft" herrscht, durchbricht der Geist die Monotonie und "bildet Inconsequenzen und Anomalien" und kommt auf "Mittel der Bezeichnung, die nicht solche Regelmässigkeit mit sich führen" (*Kulturzustand der eingeborenen Völker*, GS V: 19). Indem der Kulturmensch sich von der Natur entfernt hat, hat sich auch seine Sprache von ihrem Ursprung entfernt. Daher haben – wie Humboldt in der GK formuliert –

"[d]ie kultivirten Sprachen ... natürlich weniger einfache und minder beständige Regeln ihrer grammatischen Bildung. Denn sie verwerfen viele Formen, als überflüssig, verändern andre, als übelklingend, u. verderben auch endlich einen guten Theil derselben, weil sie, weiter von ihren Ursprüngen entfernt, die Bedeutung ihrer einzelnen Theile nicht mehr kennen. Denn, obgleich hier nicht der Ort dies zu beweisen ist, alle kultivirten Sprachen sind von ihrer ursprünglichen Gestalt durch eine größere Menge von Verän-

derungen entfernt, u. vermuthlich und vielleicht mehr als einmal, aus andern roheren abgeleitet worden; da die Ableitung, bis die Sprache einen gewissen Punkt erreicht hat, ein Läuterungsmittel ist, u. welcher nun erst eine Verdärbniß wird." (GK, p. 371)

Die Beobachtung der grammatischen Regelmäßigkeit in den amerikanischen Sprachen, hat Humboldt bereits am Baskischen gemacht: "Die Regeln der Zusammensetzung der grammatischen Formeln sind aber, der ungeheuren Menge der Fälle ungeachtet, überaus einfach und beständig" (GK, p. 371). Dies führt er in der Krakauer Grammatik auf die geringere Abstraktionsfertigkeit des "Naturmenschen" zurück:

"Denn da der rohe Mensch wenig geübt ist, den Begriff einer bloßen Beziehung, abgesondert von ihrem Gegenstande, festzuhalten, so haftet er sie, so fest er kann, an dem selben an; u. da er einen dürftigeren Stoff mit mehr Mühe beherrscht, so besetzt er (gerade wie das Kind) strenger eine unabänderliche Analogie." (GK: ebda.)

SPRECHEN UND DENKEN II: DIE SPRACHE ALS WELTANSICHT

Für Humboldt ist "[d]as Denken ... aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten" (*Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 21).

Die in diesem Zusammenhang oft zitierten Axiome Humboldts, dass die Sprachen "[d]urch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander ... nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken" und eben wegen ihrer erkenntniskonstitutiven Funktion ihre "Verschiedenheit ... nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst" sei (GS IV :27), sind für Humboldt ebenfalls schon zu Beginn seiner Beschäftigung mit Sprache grundlegend. Somit sieht er "[d]ie wahre Wichtigkeit des Sprachstudiums ... in dem Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen. Hierin ist alles enthalten, denn diese Vorstellungen sind es, deren Summe den Menschen ausmacht" (*Verschiedenheiten*, GS VI: 119).

Diese Vorstellung von der Sprache als Weltansicht, als ganz spezifische Ausformung der allgemeinen Natur der Sprache im Munde der verschiedenen Nationen hängt untrennbar mit Humboldts Kritik an der seit Aristoteles herrschenden Vorstellung zusammen, dass Wörter nur willkürliche Zeichen seien.²⁴ Diese Position wird auch bereits in den *Fragmente[n]* zum Ausdruck gebracht.

"Man erfand nicht *willkürliche Zeichen*, um ein äußeres Bedürfniß zu befriedigen, sondern aus dem innern Bedürfniß, Mensch d. h. ein anschauendes und denkendes Wesen zu seyn, schuf man den vorher nie rein gedachten Begriff in einem Wort, und aus diesem Wort, als dem Resultat der menschlichen Denk- und Empfindungsgesetze, entwickelte man nothwendig nach Analogie derselben Gesetze neue und abermals neue." (GS VII: 596)

24 Vgl. dazu Borsche (1981: 256–270), Trabant (1986: 67–98, 1990: 11–33) und Mueller-Vollmer (1996, 1997).

Für Humboldt ist das Wort nicht nur Zeichen, sondern "zwischen Zeichen und Symbol" angesiedelt (Trabant 1990: 32). *Zeichen* ist es insofern, als es "den Begriff durch seinen Laut hervorruft" (GS V: 428), dem *Symbol* nähert es sich dadurch an, dass es untrennbar mit dem Gegenstand, den es bezeichnet, verbunden ist, da der Begriff erst durch das Wort *gebildet* wird bzw. erst "seine Vollendung durch das Wort erhält" (ebda.). Während die Kritik der Willkürlichkeit in den *Fragmente[n]* nur "en passant" vorgebracht wird bzw. implizit vorhanden ist (vgl. das Zitat weiter unten, GS VII: 602), wie Trabant bemerkt (1986: 72), ist sie in der *Ankündigung* deutlicher formuliert:

"Man muß sich nur durchaus von der Idee losmachen, daß sie [die Sprache] sich so von demjenigen, was sie bezeichnet, absondern lasse, wie z. B. der Name eines Menschen von seiner Person, und daß sie, gleich einem verabredeten Chiffre, ein Erzeugniß der Reflexion und der Uebereinkunft, oder überhaupt das Werk der Menschen (wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt) oder gar des Einzelnen sey."
(GS III: 296)

Für Humboldt beruht die Sprache eben nicht auf reiner Konvention, sie ist auch nicht das Werk des Einzelnen, sondern einer gesamten "Nation", sie ist mehr als nur Mittel zur Kommunikation, sie ist "Bildungsmittel der Nationen" (*Vergleichendes Sprachstudium*, GS IV: 8). Diese Grundvoraussetzung des Humboldt'schen Sprachdenkens ist in den *Fragmente[n]* genau festgelegt. Humboldt sagt hier bereits deutlich:

"Mehrere Sprachen sind nicht ebensoviele Bezeichnungen einer Sache; es sind verschiedene Ansichten derselben, und wenn die Sache kein Gegenstand der äußeren Sinne ist, sind es oft ebensoviele, von jedem anders gebildete Sachen, in denen jeder nur soviel von dem seinigen wiederfindet, um das Fremde darin erfassen und in sich übertragen zu können."
(GS VII: 602)

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die vorliegenden Ausführungen sollten einen Eindruck von der großen Bedeutung vermitteln, die Humboldts Beschäftigung mit dem Baskischen für sein gesamtes Sprachdenken zukommt. Humboldts grundlegende Vorstellungen von Sprache waren im Wesentlichen schon zu Beginn seiner linguistischen Beschäftigung herausgebildet und finden bereits in den *Fragmente[n]* (1801/1802) ihren Niederschlag. Natürlich sind nicht alle Erkenntnisse, die Humboldt durch das empirische Sprachstudium gewinnt, aus der baskischen Sprache allein herausgezogen. Denn bereits während seines Aufenthaltes in Rom (1802–1808) beschäftigt er sich auch schon mit den amerikanischen Sprachen. Dieser Beschäftigung tragen auch die zahlreichen Hinweise auf diese Sprachen in den Grammatikfragmenten Rechnung. Dennoch lässt sich behaupten, dass das Baskische den Grundstein für Humboldts linguistische Forschungen und somit gewissermaßen für eine Neuorientierung der Linguistik gelegt hat.

LITERATUR:

- Bernhardi, A. F. 1805 *Anfangsgründe der Sprachwissenschaft*. Berlin.
- Borsche, T. 1981 *Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts*, Stuttgart.
- 1990 *Wilhelm von Humboldt*, München.
- Bratranek, Th. 1876 *Goethe und die Gebrüder von Humboldt, Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795-1832)*, Leipzig.
- Comrie, B. 1989 *Language Universals and Linguistic Typology*. 2nd Edition, Oxford UK/ Cambridge USA.
- Coseriu, E. 1972 Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung, in: Hösle, J. (ed.) *Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte (Festschrift f. K. Wais)*, Tübingen: 107–135.
- Di Cesare, D. 1989 Wilhelm von Humboldt: Die analogische Struktur der Sprache, in: Scharf, H.-W. (ed.) *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken. Symposion zum 150. Todestag. Düsseldorf, 28.–30. 6. 1985*, Essen: 67–80.
- Dixon, R. M. W. 1997 *The rise and fall of languages*, Cambridge.
- Geiger, L. 1909 *Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt*, Berlin.
- Gipper, H./Schmitter, P. 1979 *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie im Zeitalter der Romantik. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik*, Tübingen.
- Greenberg, J. 1974 *Language typology, a historical and analytical overview*, The Hague.
- Haym, R. 1856 *Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik*, Berlin.
- Humboldt, W. von 1903 Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur [1795], in: *GS I*: 311–334.
- 1904a Cantabrica [1800], in: *GS III*: 114–135.
- 1904b Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben [1812], in: *GS III*: 288–299.
- 1905a Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung [1820], in: *GS IV*: 1–34.
- 1905b Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens mittelst der vaskischen Sprache [1820–1821], in: *GS IV*: 57–231.
- 1905c Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung [1821], in: *GS IV*: 285–313.
- 1906a Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturzustand der eingeborenen Völker Seite Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurteilen? [1823], in: *GS V*: 1–30.
- 1906b Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache [1826], in: *GS V*: 309–324.
- 1906c Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus [1824–1826], in: *GS V*: 364–475.
- 1907a Über den Dualis [1827], in: *GS VI*: 4–30.
- 1907b Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues [1827–1829], in: *GS VI*: 111–303.

- 1907c Von dem grammatischen Baue der Sprachen [1827–1829], in: *GS VI*: 337–486.
- 1907d Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung des Menschengeschlechts [1830–1835], in: *GS VII*: 1–344.
- 1908a Fragmente einer Monographie über die Vasken [1801/1802], in: *GS VII*: 593–608.
- 1908b Einleitung in das gesammte Sprachstudium [1810–1811], in: *GS VII*: 619–628.
- 1918a Tagebuch der baskischen Reise 1801, in: *GS XV*: 356–450.
- 1918b Bruchstück einer Selbstbiographie [1816], in: *GS XV*: 451–460.
- 1920 Die Vasken oder Bemerkungen auf einer Reise durch Biscaya und das französische Basquenland im Frühling des Jahrs 1801, in: *GS XIII*: 1–196.
- 1841–52 *Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke*, Berlin, gedruckt und verlegt bei G. Reimer, 7 Bde., 21 cm., Mit einer Vorrede von Alexander von Humboldt; neudr. 1988, photomechanischer Nachdruck, Berlin/New York.
- 1903–1936 *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*, hrsg. von Albert Leitzmann, Bruno Gebhart, Wilhelm Richter im Auftrage der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften, 17 Bde., Berlin. [GS]
- 1960–1981 *Werke in fünf Bänden*. Hrsg. von Andreas Flitner & Klaus Giel, Stuttgart. [Werke]
- 1994 *Über die Sprache*. Hrsg. von Jürgen Trabant, Tübingen.
- Hurch, B. 2000 Bernhardi und Humboldt und die Asymmetrie der Prosodie, in: Ofitsch, M./Zinko, Ch. (Hgg.) *125 Jahre Indogermanistik in Graz. Festband anlässlich des 125-jährigen Bestehens der Forschungsrichtung "Indogermanistik" an der Karl-Franzens-Universität Graz*, (Arbeiten der Vergl. Sprachwissenschaft Graz, Bd. 15), Graz: 185–192.
- Hurch, B./Kerejeta, M. J./Gómez, R. 2001 Der Stellenwert Astarloas und des Plan de Lenguas, in: Hurch, B. (ed.) *Die baskischen Materialien aus dem Nachlaß Wilhelm von Humboldts*, Paderborn (to appear).
- Langham-Brown, R. 1967 *Wilhelm von Humboldts conception of linguistic relativity*, The Hague/Paris.
- Müller-Sievers, H. 1993 *Epigenesis. Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*, Paderborn u. a.
- Mueller-Vollmer, K. 1996 *Die Visibilität der Zeichen und die Gewaltbarkeit des Übersetzens: Zu Augustins Sprachauffassung*. Vortrag an der Universität Graz am 16. Oktober 1996.
- Mueller-Vollmer, K. 1997 Sprache, Zeichen und System: Humboldt gegen Saussure, in: Auckenthaler, K. F./Rudnick, H. H./Weissenberger, K. (eds.) *Ein Leben für Dichtung und Freiheit. Festschrift zum 70. Geburtstag von Joseph P. Strelka*: 603–622.
- Paul, H. ⁴1909 *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle.
- Ringmacher, M. 1994 Einleitung, in: Humboldt, W. von, *Mexicanische Grammatik*, hgg. von M. Ringmacher, Paderborn: 1–79.

- Seidel, S. (ed.) 1962 *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*, 2 Bde., Berlin.
- Schmidt, H. 1992 Sprachauffassung und Lebensmetaphorik im Umkreis von Friedrich Schlegel, Jacob Grimm und Alexander von Humboldt. Eine Kontaktzone von Naturphilosophie, Geowissenschaften und Linguistik, in: Naumann, B./Plank, F./Hofbauer, G. (eds.) *Language and Earth*, Amsterdam/Philadelphia.
- Schmitter, P. 1999 Das 'allgemeine' und 'vergleichende' Sprachstudium bei W. von Humboldt, in: Haßler, G./Schmitter, P. (eds.) *Sprachdiskussion und Beschreibung von Sprachen im 17. und 18. Jahrhundert*, Münster: 455–491.
- Sweet, P. R. 1978–1980 *Wilhelm von Humboldt: a Biography*, 2 Bde., Bd. I: 1767–1808, Bd. II: 1808–1835, Columbus.
- Trabant, J. 1986 *Apéloties oder der Sinn der Sprache*, München.
1990 *Traditionen Humboldts*, Frankfurt a. M.
1994 Nachwort [zu W. v. Humboldt: Über die Sprache], in: Humboldt 1994: 201–223.
- Vollmann, R. 2000 Wilhelm von Humboldts Kasuskonzeption in seinen Arbeiten zum Baskischen, *in diesem Band*: 101–122.